

normal gebildeten Ohrmuscheln stehen weit vom Schädel ab. Die linke ist oben, nahe beim Rande, durchbohrt. Dort hat Gandhi als Kind den bei den Hindu üblichen Ohrring getragen. Das Haupthaar ist — bis auf die einzige lange Haarsträhne, die jedem gläubigen Hindu vom Hinterhaupt herabhängt — wegrasiert. Die Augen blicken sanft, schwarz in gelblichem Schimmer, fast in jugendlicher Frische, das ist das Charakteristische an der sonst so unauffälligen Erscheinung; ein jugendlich frisches Leuchten über dem Gesicht des Sechsfünfzigjährigen. Seine Stimme ist angenehm, ohne sonoren Klang. Er spricht in sehr gutem, gewähltem Englisch. Ein gütiges, oft naives Lächeln belebt das Gesicht, wobei die Zahnücke zum Vorschein kommt. Wenn das Gespräch auf heitere Dinge kommt, ein herzliches, halblautes Lachen. Keine Zurückhaltung, ganz freies, ungezwungenes Wesen, ohne „Würde“; hie und da kleine, wie erläuternde, formende Bewegungen der Hände; Verlangsamung der Worte, sobald ich etwas aufschreibe; freundlich wartender Blick, vorgeneigter Kopf, wenn ich spreche.

Wir sprechen über eine Stunde lang. Mein Begleiter, die beiden Schüler des Mahatma, auf dem Boden derweil ohne Regung, ohne Laut, wie erstarrt. Die Briefe, Telegramme liegen unbeachtet da. — Nachher bedient sich Gandhi einer Hornbrille zum Lesen; beim Schreiben — mit der linken wie mit der rechten Hand — eines Füllfederhalters. Die ganze Zeit sitzt er mit untergeschlagenen Beinen hinter dem niedrigen Schreibpult auf der Matratze, sein Lendenschurz bedeckt den Unterleib vom Nabel bis an die Knie. Die Schüler tragen weiße Jacken, das weiße, um die Beine geschlungene Tuch, die weiße Kappe, die die Anhänger Gandhis in ganz Indien als solche kennzeichnet — es ist die Sträflingskappe, die der Mahatma im Gefängnis trug.

HUGO VON HOFMANNSTHAL

1874 in Wien geboren, schrieb Gedichte und Prosa von erstaunlicher Fröhlichkeit; sein Spiel vom „Jedermann“ (seinerzeit von Max Reinhardt im Rahmen der Salzburger Festspiele inszeniert), sein Mysteriendrama „Der Tor und der Tod“, sein Lustspiel „Der Schwierige“, seine „Elektra“ und die Dramen „Turm“ und „Das Bergwerk von Falun“ gehören zu den Schöpfungen, die nicht sobald vergehen

werden. Gedankentiefe Essays vereinigte der Band „Die Berührung der Sphären“. Hofmannsthal, 1929 gestorben, gehörte zu denen, deren Bücher während des vergangenen Jahrzehnts nicht neu aufgelegt werden durften. — Aus einem 1901 geschriebenen BRIEF Hofmannsthals (in dem im Suhrkamp-Verlag, Berlin, erschienenen Taschenbuch für junge Menschen nach Jahren wieder veröffentlicht):

Ich weiß nicht, auf was hin die Leute leben, das ist es, und je länger ich mich unter ihnen bewege, um so weniger weiß ich es. Sie sind ernsthaft, sie sind tüchtig, sie arbeiten wie keine Nation auf der Welt, sie erreichen das Unglaubliche — aber es ist keine Freude, unter ihnen zu leben. Daß ich achtzehn Jahre fort war und nun zurück bin und das beschreiben muß! Irr' ich mich? Wie gern möchte ich mich irren! Ich verhandle, und ich verkehre, und ich werde freundlich aufgenommen, und ich mache Dinners mit, und ich werde aufs Land eingeladen, und ich sehe alte Männer und junge Männer, Hinaufgekommene und Leute von Familie, Männer in Ämtern und Männer mit einem riesigen Vermögen, Menschen, die noch viel vom Leben erwarten, und Menschen, die mit dem Leben abgeschlossen haben, und ich kann ihrer nicht froh werden. Und ich werde so gern eines Menschen froh! Ich achte so gern! Denke nicht, daß ich ihre Leistungen nicht achte, da müßte ich ein

Dummkopf sein. Aber sie selber, die Menschen — die deutschen Menschen! Aber es geht mir unheimlich damit: ich bekomme sie nicht zu fassen. Nicht, als ob sie verschlossen wären oder hinterhältig, davon hab' ich unter südlichen Breiten ganz andere Beispiele erlebt — aber wenn auch: ein verschlossenes Gesicht und ein tückisches Gesicht reden auch ihre Sprache, und daran, daß er sich nicht fassen lassen will, daran faß' ich eben einen solchen. Aber hier — hier ist nichts von Verstellung, nichts von Absicht, und darum um so schlimmer. Wo soll ich eines Menschen Wesen, suchen, wenn nicht in seinem Gesicht, in seiner Rede, in seinen Gebärden? Meiner Seel', in ihren Gesichtern, ihren Gebärden, ihren Reden finde ich die gegenwärtigen Deutschen nicht. Wie selten begegnet mir ein Gesicht, das eine starke, entschiedene Sprache redet. So verwischt sind die meisten Gesichter, so ohne Freiheit, so vielerlei steht darauf geschrieben, und alles ohne Bestimmtheit, ohne Größe. Es geschieht mir manchmal, daß ich mir das Gesicht eines indischen Halbbluts herbeiwünsche oder das Gesicht eines chinesischen Lastträgers. Neulich hatte ich, einer schwebenden Sache wegen, Empfehlungen an den ersten Präsidenten eines der obersten Gerichtshöfe. Der alte Herr war gütig und gesprächig, aber die Schwächlichkeit eines nervösen, alten Gesichtes und ein Etwas von weltmännischer Ironie in seinem Ton, als wollte er zeigen, daß er kein Pedant wäre, vexierte mich so, daß ich kaum ordentlich Antwort gab. Mir geht in letzter Zeit das englische Wort nicht aus dem Kopf, mit dem sie ihren alten Gladstone ehrten, Grand old man! Und ein Richter, ein oberster Richter unter den Deutschen! Meine Träume! Ich möchte einem begegnen, der jeder Zoll ein großartiger alter Mann wäre. Aber es ist alles so verwischt, durcheinander hingemischt: in den Jungen wieder steckt etwas von den Alten, in den Gesunden etwas von Kranken, in den Vornehmen etwas von recht Unvornehmen. Und ihre Gebärden sind genau wie das. Alles mischt sich da durcheinander. Wo bloß das Höfliche hingehört, mischen sie Gott weiß was für eine Art von biederer Zuverlässigkeit darunter, um dann wieder aus dem angewärmten Ton in eine solche Trockenheit, solche Trivialität zu fallen, daß es weh tut; wollen sie aber große Airs annehmen, so ist es eine falsche Feuerlichkeit, eine angstvolle Gespreiztheit, die den Fremden kalt und verlegen macht.

ARNOLD HÖLLRIEGEL

Höllriegel (Richard A. Bermann), vor 1933 Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts“, schrieb ein völkerkundlich fesselndes Buch über Irland und zahlreiche aufschlußvolle Bücher, die den Ertrag seiner Welt-

reisen darstellten. Er ist, nach 1933 emigriert, in USA gestorben. Für seine Art der Darstellung ist der hier gekürzt wiedergegebene Essay: „AUF STEVENSONS LETZTER INSEL“ sehr kennzeichnend.

Drei Tage lang fuhr ich von Tonga nach Samoa, auf der „Tofua“, einem kleinen, engen und wenig angenehmen Schiff, das vollgeräumt war mit Barrikaden von Ananas-Kisten. Drei Tage lang, Tag und Nacht, hörte ich die Kanaken im Zwischendeck ihre Lieder singen; das ganze Schiff roch nach ihrem Salböl, ihren Blumengirlanden und auch ihren Nachttöpfen. In diesen drei Tagen las ich einen zerfallenen Band aus der kläglichen kleinen Schiffsbibliothek. So, mit den Liedern Samoas in meinem Ohr, mit dem geklatschten Rhythmus der Tanzgesänge, mit dem Geruch der größten samoanischen Leiber